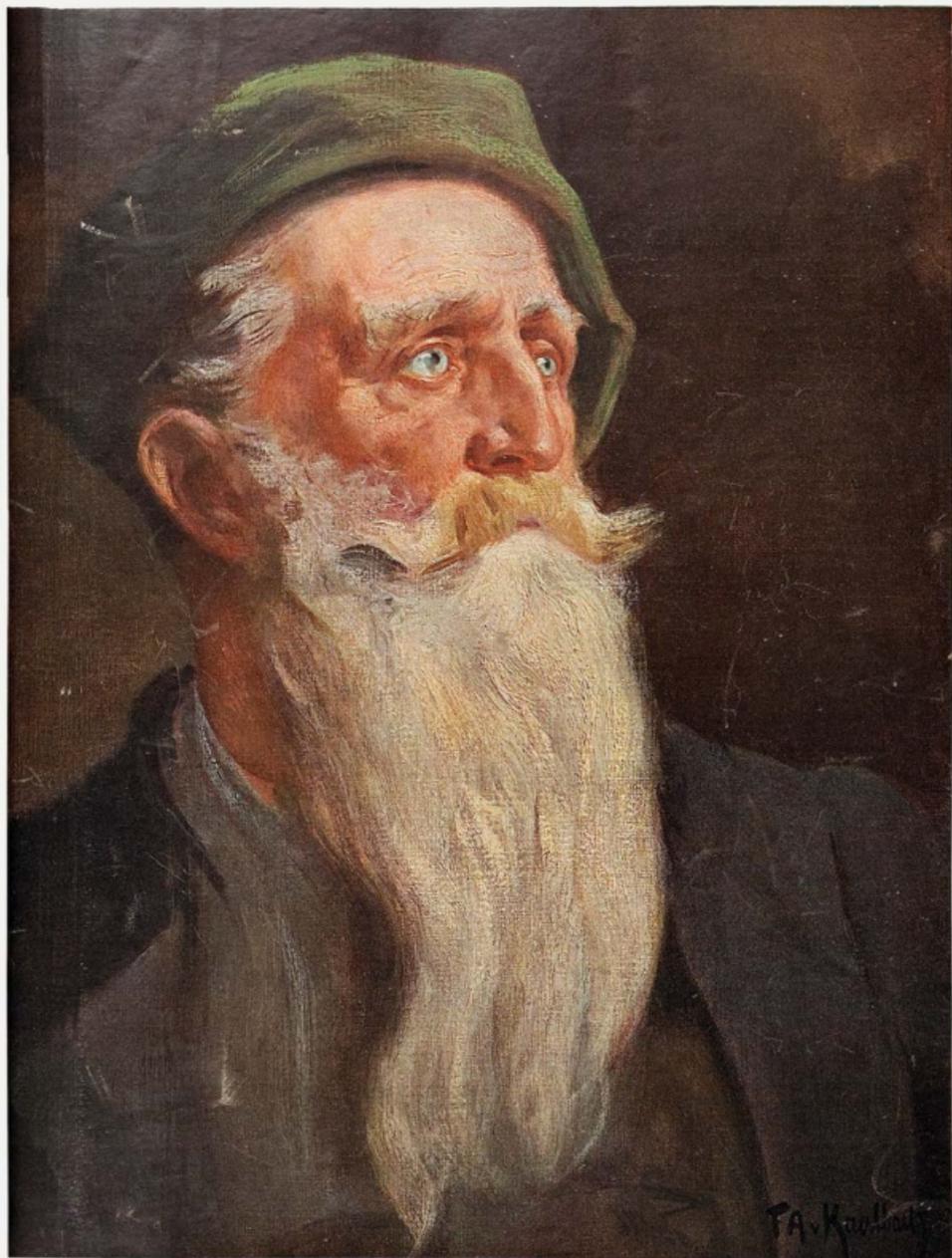


J U
PREIS 60 PFENNIG

G E

N D
MÜNCHEN 1935 / NR. 39



F.A. K...

Geschäft bei Guadalajara

Von Josef Robert Harrer

Auf einer kleinen Bahnstation in der Nähe von Guadalajara saß ein Herr an einem Tisch. Er tauchte mit der rechten Hand einen Strohhalm in ein Glas Limonade. Die Sonne drückte heiß und weithin leuchtete das Land grell und blendend.

Neben dem Tisch stand ein kleiner Koffer. Hinter dem Stationsgebäude bellte ein Hund. „Verfluchter Klotz“, rief eine Männerstimme. Der Herr ließ den Strohhalm im Glase stehen und wandte sich um. Er bingelte durch die schwarze Brille. Da kam ein Mann, der den Hund den Kosenamen zugerufen hatte, näher und sagte:

„Verdamnte Hölle! Die Sonne blüht den Augenärzten zu einem Geschäft. Darf ich an Ihrem Tisch Platz nehmen?“

Der Herr neigte den Kopf und sagte: „Manuel Chamerides von der Firma Furentes in Madrid!“

„Gehz erfreut, mein Herr. Ich heiße Fernandez Alana!... Kellner, ein Bier!... So, Sie sind von der Firma Furentes? Merkwürdiger Zufall! Ich wollte eben zu Furentes nach Madrid fahren. Ich will mir einen Radiosapparat kaufen.“

Der Herr mit dem Strohhalm lächelte. „Wirklich ein Zufall! Ich reise für Furentes. Ich habe heute bereits einen Apparat verkauft. Die ganz neue Typpe! Sie kostet 200 Pesetas. Wollen Sie einen solchen Apparat sehen? Hier im Koffer habe ich einen.“

Er öffnete den Koffer und nahm den Apparat heraus. Vitana wuschte sich den Schweiß von der Stirne und trank umständlich sein Bier. Dann sagte er:

„Ein schöner Apparat! 200 Pesetas sind aber viel Geld! Sie müssen nämlich wissen, daß Furentes ein alter Freund von mir ist. Er wird mich den Apparat billiger geben.“

Manuel putzte seine Brille und meinte: „Wiel billiger kann er Ihnen den Apparat nicht geben. Der Preis ist auf das Äußerste kalkuliert... Ich mache Ihnen einen Vorschlag! Kaufen Sie diesen Apparat. Sie zahlen mir 200 Pesetas und brauchen nicht nach Madrid fahren. Sie ersparen Zeit und Reisegeld!“

Vitana bestellte noch ein Glas Bier und sagte: „Kein übler Vorschlag! Ist der Apparat wirklich gut!“

„Out? Dieses Wort sagt nichts! Out ist jeder Apparat; dieser Apparat aber ist wirklich gut!“

Vitana überlegte, während ihn dort Herr mit dem Strohhalm durch die schwarzen Brillen scharf beobachtete.

Ferne piffte eine Lokomotive.

„Nun?“ fragte er.

„Ja, ich nehme den Apparat“, sagte Vitana. Der Zug fuhr in die Station ein. Manuel schob Vitana den Apparat zu und sagte:

„Sie werden zufrieden sein!“ Vitana nahm seine Brieftasche heraus und suchte nach dem Geld, während er dem Herrn zum Waggon folgte.

„Hier sind 200 Pesetas, mein Herr!“ sagte er und überreichte ihm das Geld. Manuel gab es in seine Tasche, stieg ein und tief aus dem Waggonfenster, während sich der Zug wieder in Bewegung setzte:

„Sie werden wirklich zufrieden sein, Herr Vitana. Und soll ich Furentes von Ihnen gratulieren?“

„Lun Sie das!“ sagte Vitana und grinst über das ganze Gesicht.

Dann ging er an den Tisch zurück, trank das Bier aus, zahlte und begab sich, den Apparat unter dem Arm, hinter das Stationsgebäude Dort stand ein Auto.

„Nun?“ fragte ein Mann am Volant. „Gewandt“, erwiderte Vitana. „Ich habe einen Furentes-Apparat gekauft, die neueste Typpe. Wir werden ihn sofort in Guadalajara verkaufen. Fahren los!“

Sie fuhren durch den brennenden Mittag. Der Mann am Volant fluchte.

„Bei dieser Hölle! Das Geschäft ist kaum der Rede wert!“

Vitana schmunzelte.

In Guadalajara hielten sie vor einem Hause.

Vitana nahm den Apparat und trat ein. Im

zweiten Stockwerk läutete er. Eine Frau trat heraus.

„Sie suchen in einem Inferat einen billigen Radiosapparat“, sagte er. „Ich komme von der Firma Furentes, um —“

Die Frau lachte und gestikuliert. „Von Furentes? Einer war heute schon da! Er hat mir einen Apparat von Furentes verkauft. Ein Schwindler! Sie sind wahrscheinlich auch einer!“

Vitana tat entrüstet. „Hier ist der Apparat! Sehen Sie selbst!“ „Der andere sieht genau so aus! Machen Sie den Deckel an der Hinterwand los!“

Vitana tat es. Er erlebte trotz der Hölle.

Im Inneren des Apparates war ein Stein befestigt, sonst nichts. Die Frau sagte höhnisch:

„Sehen Sie! Ich werde die Polizei holen!“ „Alle Dame, ich bin selbst betrogen worden“, erwiderte Vitana und verließ fluchtartig das Haus. Der Mann am Volant sah ihn fragend an.

„Schau nicht so dumm, fahre lieber los! Gib Vollgas!“

Dann erzählte er, daß ihn der Herr mit der schwarzen Brille und mit dem Strohhalm betrogen habe.

„Schaf“, sagte der Mann am Volant, „warum hast du gerade einen Radiosapparat gekauft?“

„Wenn der Gauner ein Pferd in seinem Koffer gehabt hätte, würde ich eben ein Pferd gekauft haben. Ich muß kaufen, was ich findet.“

„Und die 200 Pesetas?“

„Die 200 Pesetas?“

„Nun, was ist mit den 200 Pesetas?“ fragte Manuel Chamerides, als er in Madrid den Antrag bezahlen wollte, den er eben gekauft hatte.

„Das Geld ist falsch, mein Herr!“ sagte der Verkäufer.

„Unmöglich! Sie werden doch nicht behaupten, daß ich falsches Geld bei mir habe!“

„Es ist doch falsch, mein Herr! Wenn Sie es nicht glauben, können wir ja die Polizei fragen, ob das Geld echt ist oder falsch.“

Der Verkäufer griff nach dem Telefon.

„Verflucht“, sagte Manuel. „Da hat man mich bei einem Geschäft betrogen. Ich habe das Geld weiter nicht angesehen. Können Sie das Telefon, die Polizei —“

Aber der Verkäufer tief eben in die Mäusel:

„Herr Kommissär, ich —“ Manuel drückte sich aus dem Laden.

„Nun?“ Was wünschen Sie?“ fragte eine Stimme im Telefon. Der Verkäufer, der ge-



Seebär

Bold

sehen hatte, daß sich Manuel entfernt hatte, sagte:

„Nichts von Bedeutung, Herr! Falsch verbunden!“

Dann steckte er die 200 Pesetas ein und sagte leise vor sich hin:

„Mit diesem Geld will ich mir einen Radioparasit kaufen. Gut, daß gegen Abend Juren-

tes allein im Laden ist, Jurentes, der so schlecht sieht wie ein Maulwurf.“

Und da sagte noch einer, daß man heutzutage keine Geschäfte machen kann!

Was imponiert einer Frau?

Von Wilhelm Lichtenberg

Um 7.22 Uhr morgens erschien Erich auf dem Bahnsteig der Untergrundstation Wedding. Tag für Tag mit Ausnahme der Sonntage war das so. Um 7.23 Uhr trat Niddy, eine hübschliche Verkäuferin, zu ihm. Es war eine Untergrundbekanntschafft, hervorgerufen durch ein getretenes Hüßnerauge Niddys, eine schimpfliche Jurechweisung von ihrer Seite und eine gestammelte Entschuldigung seinerseits. Seither verpaarderten sie die Zeit von 7.23 bis 7.30 Uhr gemeinsam. Um 7.30 fuhren sie nämlich in der Station Zoo ein, um sich in ihre Geschäfte zu begeben.

Das wäre alles sehr nett und sehr idyllisch gewesen, wenn nicht täglich um 7.24 ein junger Mann namens Heinz aufgetaucht wäre und sich zu ihnen gesellt hätte. Heinz brauchte, sehr zum Unterschied von dem schwächeren Erich, nicht erst einer Dame aufs Hüßnerauge zu treten, um mit ihr bekannt zu werden. Er war, was man so sagt, ein Deutschgänger und es genierte ihn, ein Mädchen zweimal hintereinander an derselben Stelle des Bahnsteiges zu sehen, um sie anzusprechen.

Es kam es, daß Erich sein Mogensglück mit Niddy niemals reiflos genießen konnte. Heinz war ein zu gefährlicher Rivale. Er hatte das seltene männliche Talent, durch seine bloße Anwesenheit ein Mädchen glauben zu machen, es gäbe außer ihm überhaupt keinen Vertreter männlichen Geschlechtes auf Erden und alles andere trage nur männliche Kleidung, damit nicht nur ausschließlich weibliche Personen herumgehen.

Erich hatte infolgedessen täglich nur eine knappe Minute Zeit, vor Niddy als Mann zu erscheinen; wenn Heinz um 7.24 auftauchte, wandte sich sein Untergrundflirt vor ihm ab und hatte nur noch Augen und Ohren für Heinz.

Das ging so monatelang. Erich litt im stillen, war aber nicht gekümmert, diesem andern, diesem aufreizlichen Heinz, so ohne



Tubabläser

Kubin

Tag, Abend, Nacht

Der Tag hat ausgelärmt und ausgelütet,
Malt einen Wolkenschnörkel in die Luft,
Sagt Ende — und fährt selig in die Luft,
Der Abend hat sein Erbe leicht erbeutet.

Er wühlt im Gold, kramt in purpurnen Schätzen,
Bezaubert sich mit dämmerrotem Wein,
Die Wolken wanken schwer von ihren Plätzen,
Bläß folgt er nach, verdüstert und allein.

Dann kommt die Nacht, wunschlos, verträumt aus Fernen,
Ihr dunkler Schattenleib wächst auf und schwillt,
Tau tropft aus ihrem Haar, Mondsilber quillt,
Sie rauscht mit Lüften und spielt mit den Sternen.

Georg Schwarz

weiteres das Feld zu räumen. Er wartete nur eine Gelegenheit ab, um endlich einmal auch nur fünf Minuten mit Niddy allein zu sein. Er wünschte Heinz nichts Schlechtes. O Gott, nein! Dazu war er zu sanftmütig und zu menschenfreundlich. Trotz allem. Aber, so dachte er, es gibt ja so nette kleine Gräben oder verstaubte Füße oder sanft bohrende Stockhühne, die man unbedingt dahin kuckern muß, ohne ins Geschäft fahren zu können. Aber Heinz war von ausreißend gesunder Konstitution. Einen langen, kalten, unfreundlichen Winter über zeigte er nicht die geringste Neigung, ein bisheren Fieber zu haben.

Fortsetzung Seite 613



Mondnacht am Main

Hans Thoma

Erst in den ersten Tagen des Mai erschien Heinz einmal um 7.24. Erich wartete eine Regelmäßigkeit — dann glaubte er seinen großen Tag gekommen, Jaerei mußte er ja seine angebotene Schüchternheit überwinden, aber dann legte er los: „Grüßlein Niddy! Tag für Tag freue ich mich auf unser Zusammen-treffen auf der Station Wedding! Tag für Tag erregt sich daselbst! Eine Minute lang sind Sie nett, lieb, fernschuldig zu mir. Eine Minute lang darf ich mir einbilden, daß Sie ein bißchen Interesse für mich haben. Wenn aber Heinz erscheint, ist das alles im Augenblick vorbei! Sie fallen plötzlich von mir ab und dann lebt nur mehr dieser Heinz für Sie! Warum? Ich frage Sie warum, Grüßlein Niddy? Ich bin nicht weniger als er, ich meine es genau so ehrlich mit Ihnen, und was die äußeren Vorzüge betrifft — glaube ich es mit Heinz noch aufnehmen zu können.“

Niddy lächelte während seiner Rede ein Südtüchchen Schokolade aus einem Automaten und antwortete, indem sie das Papier löschte: „Sie wollen wissen, warum ich mich zu Heinz mehr als zu Ihnen hingezogen fühle?“

„Ja!“ stieß er mit äußerster Energie hervor. „Weil er mir imponiert. Deshalb.“ Sie streifte ihr Südtüchchen Schokolade in den Mund und ließ es wohnig auf der Zunge zergehen.

Erich startete sie einen Augenblick lang an. Dann meinte er verständnislos: „Er imponiert Ihnen...? Verzeihen Sie, das ist es ja eben, was ich nicht begreife. Warum imponiert er Ihnen? Und warum imponierte ich Ihnen nicht? Was imponiert überhaupt einer Frau?“

Dane zu überlegen antwortete sie: „Einer Frau imponiert nichts so sehr wie persönlicher Mut, Wangenhalsheit und Verwegenheit. Das Pflöckche, das Unwohergelehene. Eine Frau will fasziniert, will übertrumpft sein — das imponiert ihr!“

Die Fortsetzung dieses Gespräches war unmöglich geworden, denn Heinz tauchte plötzlich mit einer Verspätung von drei Minuten, auf. Er hatte nur einfach ein bißchen verschlafen, sonst war es nichts gewesen. Es ereignete sich natürlich, was sich jeden Morgen ereignete. Erich war, nachdem Heinz Niddy begrüßt hatte, für sie nicht mehr auf der Welt.

Leopolden wußte Erich endlich, was eine Frau imponiert. Persönlicher Mut? Wangenhalsheit und Verwegenheit? Gott, bei einiger Überwindung konnte man das gegebenenfalls auch noch fertig bringen. Niddy war zwar deutlich gereizt, aber einen Schimmer von Hoffnung hatte er doch.

Das Glück schien an diesen Morgen auf Erichs Seite zu sein. Es ereignete sich nämlich auf der Fahrt zwischen Wedding und Zoo folgendes: Plötzlich trat Kurzschluß ein. Der Zug blieb, in völlige Finsternis gehüllt, auf der Strecke stehen. Die Situation war so: Niddy saß in der Mitte, rechts saß Erich, links Heinz. Erich atmete einmal tief und dann war er entschlossen, das Risiko, das Wangenhalsige, das Übertrumpfelnde zu tun, das Niddy von dem Mann, der ihr imponieren sollte, verlangte.

Er warf sich plötzlich über sie (wohlgemerkt, der Wagen war stockstill) und küßte sie wie wahnsinnig ab.

Niddy stieß einen durchdringenden Schrei aus, was weiter geschah würde, wußte Erich nicht. Übertrumpft hatte er sie jedenfalls.

Gleich darauf flammte das Licht wieder auf und der Zug setzte sich in Bewegung. Alle Augen waren selbstverständlich auf Niddy und ihre beiden Kavaliere gerichtet. Es war natürlich allen Fahrgästen klar, daß Niddy geschrien hatte, weil sie geküßt worden war. Nur, wer sie geküßt hatte, das wußte keiner der Fahrgäste. Und das wußte auch Niddy nicht. Es konnte ebenjener Heinz wie Erich gewesen sein... Allerdings neigte sie mehr zu der berechtigten Ansicht, daß es Heinz gewesen sei.

Eine Auseinandersetzung über dieses Recht und Links war im überfüllten Abteil der Untergrundbahn nicht möglich. Die Leute glotzten ebensowenig so merkwürdig und schmunzelten viel-verhöhnend. Glücklicherweise war schon die nächste Station Zoo. Niddy drängte sich durch eine wohlwollend feigende Menge öffentlicher geküßter Mädchen eroberte sich immer das allgemeine Wohlwollen, gefolgt von Erich und Heinz.

Consi gaben sich die Drei vor der Station Zoo rasch die Hand und eilten an ihre Arbeitsplätze. Diesmal blieb Niddy stehen und fragte streng: „Wer war es? Wer war dieser ganz unverseämte Mensch, der mich geküßt hat? Ich erwarte, daß Sie den Mut habt, es einzusehen, obwohl ich den, der es war, im Leben nicht mehr ansehe!“

Noch bevor Erich das Gefährnis ablegen konnte, sagte Heinz: „Wenn Sie es also wissen wollen, Niddy, ich war es! Ich habe einfach die Beherrschung verloren, ich wußte nicht mehr, was ich tue — ich habe Sie geküßt! Auf die Gefahr hin, daß Sie mich nie mehr ansehau!“

Erich war über die Freiheit Heinzens so entsetzt, daß er nicht sofort sprechen konnte. Dann aber schob er Heinz beiseite. „Lügen Sie nicht!“ schrie er ihm ins Gesicht. „Mit welchem Recht schmücken Sie sich mit fremden Küßen?“

„Ich wollte Sie nur aus der Patzche ziehen!“ sagte Heinz lächelnd.

„Sie brauchen mich nicht aus der Patzche zu ziehen! Was ich getan habe, vertrete ich auch!“ Und zu Niddy gewandt, schrie er, seine Stimme überschlug sich dabei: „Ich habe es gewagt! Ich habe Sie geküßt! Ich und kein anderer! Und wenn Sie jemand nicht mehr anschauen wollen, dann bin ich es! Ich, ganz allein!“

Niddy stand einen Augenblick ganz getüht über, dann nahm sie zärtlich Heinzens Arm. Sie wanderte sich zum Heben und Erich startete ihnen nach, als ob sich die Untergrundstation selbst in Bewegung gesetzt hätte.

„Niddy!“ stammelte er. „Ich imponiere Ihnen und mit Heinz gehen Sie Arm in Arm davon?“

Niddy wandte sich lächelnd zurück und sagte mit einer Stimme, die zwischen Rührung und Bewunderung gerade die Mitte hielt: „Lieber Freund, geben Sie sich gar keine Mühe! Jetzt weiß ich endlich, daß ich zu Heinz gehöre. Dem nichts imponiert einer Frau mehr, als wenn ein Mann dem andern hilfsreich beiprings, auf die Gefahr hin, alles bei dieser Frau zu verlieren.“

Heinz und Erich gingen sehr glücklich davon. Und Erich? Er hat es angesehen, herauszubekommen, was eine Frau imponiert. Ganz genau feststellen läßt es sich ja doch nicht.

Höllisches Idyll

Ein Mensch kommt in ein kleines Nest
Mit manchem schön historischen Rest
Und reichend schier nach alten Meistern:
Ein solches Nest wird ihn begeistern.
Wie würd' es meine Nerven schonen
So denkt er, könnte ich hier wohnen!
Im Geiste scheint er schon zu haben
Ein stilles Haus am alten Graben
Hier würd', mit einer Ziepelmütze
Er eifrig seine Zeit benützen
Und, wie Jean Paul einst, sich Geschichten
Von beispelloser Länge dichten.
Jedoch, er fährt zu seinem Glück
Noch abends in die Stadt zurück.
Es bleibt bei seinem schönen Traum
Vom Gärtchen mit dem Blütenbaum
Vom altehrwürdigen, trauten Städtchen
Mit Mondnacht-Flieder-Zauber-Mädchen.

Ein Mensch, der dorten wohnen muß
Mit dem ist es bald ernsthaft Schluß.
Ein solcher Mensch ergribt sich wohl
Der Politik, dem Alkohol
Wird noch Vereinsvorstand zur Not
Und wartet ruhig auf seinen Tod,
Wobei er ängstlich darauf paßt,
Daß man ihn weder liebt noch haßt
Denn nur ein Mensch, der brav und still,
Erträgt dies höllische Idyll.

Eugen Roth

Rekord auch auf dem Oktoberfest

Josef Geis



Metzgermeister Xaver Schwingshackl hat sich für den Weltrekord im Lukasschlagen gemeldet



In großer Form



Nach dreizehntägiger ununterbrochener Lukasschlagerei verwechselt der nur noch mühsam wach gehaltene Meister den Lukaskolben und seinen Schüdel und —



— nur der Ruhm überlebt den Rekord

Das Töpferl mit dem Leopold

Von Wilhelmine Balkinester

Die Genevivo ist jungverheiratet und meddov-
verliebt. Drei ganze Wochen ist sie nun Ehe-
frau. Heute hat sie sich zum erstenmal für
ein paar Stunden von ihm trennen müssen,
denn sie wollte einiges vom Jahrmackel holen.
In ihrer jungen Frauenvürde stolzisiert sie er-
hebener Kopfes zwischen den Vätern umher. Mit
ihrer hübschen Haltung, ihrem geraden Rücken,
dem höchsten Blond über der niedrigen Stirn und
den schönen neuen grünen Zellecheln auf dem
vielen Blond, sieht sie wirklich gut aus. Als
sie genug Kränstrams eingehandelt hat, schlen-
dert sie jubelnd noch ein bißel umher, um was
recht Lobes und Nobles für ihren Poldi zu
suchen. Schön soll's sein, rar soll's sein, Zunei-
gung soll's verraten und einen praktischen Sinn
(denn das schätzen die Männer), und nicht zer-
brechlich soll's sein, und kosten soll's keine
Majssa held. Kaufft sie vor lauter Euschen
zulete halt das Blödesje, was man kaufen
kann: ein Töpferl, ein echtes Jahrmackel-
töpferl aus Porzellan, mit der schwarzen In-
schrift: Leopold, denn so lautet der richtige
Name ihres Eheleibstern. Ein Töpferl ist's, wie
sie zu Tausenden auf den Jahrmackeln zu
haben sind und in vielen Küchen und Stuben
stehen. Auf diesen Töpferln findet sich jede
Marie, jeder Peter, jeder Josef verewigt. Es
ist doch was Angenehmes, wenn man seinen
eigenen Kaffeetopf hat, auf dem geschrieben
steht, daß hier nur der, der so heißt, wir's

auf dem Töpferl steht, seinen Duft fällen
darf.

Die Genevivo ist höchst befriedigt von ihrem
Einkauf. Ihr scheint dieses Geschenk schön,
äußerst rar, ein zärtliches Angebinde, gerbe-
lich ist es auch bloß, wenn man's hinter-
weicht, und wer tut denn sowas? Kurz und
gut: ein Geschenk, wie sich's besser und feiner
nicht ausdenten läßt. Ein gar großes Kitsch-
enlich war die Genevivo ja nie. Aber lieb und
knusprig jung ist sie, und dem Poldi gefällt sie
gerade so, wie sie ist.

Die Genevivo kommt also nach Hause, packt
den Henkelkorb, an dem sie schwer schleppte,
geulereich aus. Mittendrin, weich gebettet,
zwischen Jahrmackelstram, liegt das Töpferl.
Eelig lächelnd hebt sie es heraus; jetzt wird ihr
Poldi gleich Augen machen!

„Da!“ jagt sie und reicht es ihm hin wie
einen Etsjgeborenen.

„Für mi?“ fragt der Poldi.

Der Poldi steht und nimmt die Hände noch
nicht aus den Hosentaschen. „Wann kaufft denn
i aus an solchen Hafs? A Wasser kaaf i
aus'n Verumen direkt, und Kaffee, des mag
i mit, Kaffee is für d' alten Weiber, und a
Bier kaaft man aus an Humpen. Hättst bi
seier an Humpen kaaft, wär' g'scheiter g'wen!“

Für die Genevivo ist das der Weltuntergang.
Ihr Poldi verschmäht ihr Geschenk! Ihr Poldi
mag's nicht, das Töpferl mit dem Leopold, das

se mit soviel Bedacht und Liebe für ihn kaufft!
Ihr Poldi ist unfreundlich und spricht in gro-
bem Ton zu ihr! Ihr Poldi ist zuwider! Die-
ser fremde mächtige Mann, der da steht und
grob ist, das ist nicht ihr sonst immer balen-
der Poldi, das ist ein vererbter Keel, ein Leuz-
geipß, ein grausliches! Eine Heidenangst
kriegt sie da. Hilfe, Hilfe! Und klatsch, wirft
sie ihm in ihrem Schreck das Töpferl mit dem
Leopold ins Gesicht.

Ne, der Poldi hat einen harten Schädel, der
ist aus gutem Holz gemacht. Und das Töpferl
ist nicht allzu massiv, und übrigens ist es kein
Töpferl mehr, sondern ein häßiges Eschleben.

Steht der Poldi unverletzt da und lacht über's
ganze Gesicht. „Schaut's amal her, was für
an Bierg'zurn so a Heans Weibets ham kann!“
Kleing g'ipassig findet er die Sache mit dem
Töpferl. — — —

Das ist nun vierzig Jahre her. Heut' ist
der Poldi ein altes Mannweil und schlürft
gang gern Kaffee, besonders, wenn sich's dabei
gut mollig waarn auf der Hfenbank bocken
läßt. Und woraus schlürft er den Kaffee?
Aus dem Töpferl mit dem Leopold. Das
hat die Genevivo, die heut' auch schon
eine geistkranfte Schönheit ist, damals
wieder schon zusammengespielt, und vierzig
Jahre lang kriegt der Poldi nun schon daraus
zu trinken. Do sie das Töpferl aus Sparjam-
teit zusammengespielt hat oder von wegen dem
Zustandpunkt, das weiß man nicht so
genau. Ist auch egal. Die Hauptsache: dem
Poldi schmeckt's aus dem Töpferl mit dem
Leopold.



Olympische Spiele

v. Horvath

„Merkur zeigte sich in London in schlechtester Form, Mars hat in Genf unfair gespielt, nur Bacchus konnte bei seinem Wiederauftreten in Amerika bemerkenswerte Erfolge erzielen.“

Der Löwenkopf

Leidi



Weib und Löwe vereinigt, die gefährlichste Bestie des Oktoberfestes,



ist von mir gebändigt und gezähmt,



springt auf meinen Befehl durch den Reifen, ohne sich zu verletzen —



„Hör auf mit die Spüch, ich erstick bei dera Hitzn unter dem damischen Deckell!“

Rüstung in Tokio

Der Japaner Simidzu Kikagaku hat ein neuartiges Maschinengewehr konstruiert, das in Stande ist, bis zu 6000 Schuß in der Minute abzugeben, und das dabei völlig geräuschlos arbeitet.

— Man kann mit diesem Maschinengewehr Krieg führen, ohne den Frieden der Welt im mindesten zu stören. H. A. T.

Panik in Neuyork

Kürzlich mußte die New Yorker Espritborje gleich nach der Eröffnung wieder geschlossen werden: durch die Kältschächte waren in sämtliche Stochwerke Tränengasbomben geworfen worden. Achtshundert Masler flüchteten lufstund und mit tränenden Augen ins Freie.

— Und das Publikum glaubte, es sei schon wieder ein neue Bajffe heringebrochen.

Teha

Münchener Wiesen

„Aldroude, das Marsworb“ mit dem 8,97 Meter langen Hals muß man greifen haben! Ich ging hinein in die Schaubude. Es war stoppenvoll dein. Neben mir stand ein feisches Stubenmadd mit ihrem „Heren“ und staunte. Ihrer Nüßfragen war kein Ende: ob der Mars wirklich bewohnt, wie weit er von der Erde entfernt, auf welche Weise das Weib hie herunter gekommen sei. — Endlos.

Schließlich fragt sie: „Was glaubst, wodurch ist der wobl der Hals gar so lang wor'nt?“

„Woast, auf dem Mars gib'ts kea Spiegel net!“ antwoetet er schlagfertig, „die närten Spiegel san die da herunten auf der Erde — und da hat sie sich halt den Hals aus'genkelt!“ Teha

Jäger und Frauen

Horrido ladet Lehmann und Frau zur Jagd ein.

Sie gehen durch die Felder.

„Und wenn du aus Versehen jemanden erschüßt?“ fragt Lehmann.

„Ich bin versichert.“

„Wiefo?“

„Ich zahle jähelich eine Versicherung und der Angeschossene erbält dann täglich zwanzig Mark bis zu seiner Wiederherstellung.“

„Wie lange kann das dauern?“

„Wenn ich ihn voll treffe — drei bis vier Monate.“

Lehmann verstummt, Lehmann schweigt und sinnt, Lehmann rechnet und rechnet.

Dann sagt er:

„Aber das sind doch zweitausendviershundert Mark!“

„Gewiß.“

Beugt sich Lehmann mit flehender Gebärde zu Horrido:

„Bitte — dort drüben steht meine Frau — aber treiff gut!“

J. h. r.

Der alte Nimrod hat vor zehn Jahren „jung gebeitet“. Also wirklich, seine Frau war dreißigjähriq Jahre jünger als er.

Beim Feß des 10jähriqen Hochzeitstages fragt ein Vetter, der von weit herbeikreßt kam: „Sind auch Kinder da?“

Sagt Nimrod barisch: „Nein!“

„Also, — da gehört ihr zu den sogenannten Amiserepapaaren?“

Seufzt die junge Frau: „Nächt mal das!“

T.

LIEBE UND SALINENSALZ

EINE OKTOBERFESTGESCHICHTE VON H. A. THIES

Robin Kechen (es war sein Pseudonym, aber wir wollen es dabei lassen) hatte mit seinem zwanzig Jahren schon mehr erlebt, als ein Schanzenknecht in einer Hofentwässerung von Engipere mit fünfjüngerem. Er war mit lieblichen von der Schulbank weg auf die Redaktion der Berliner „Zet-Zet-Zet“ („Zet-Zet-Zet“) geraten und hatte die Abteilungsübernahme „Beschaffung der Genossenschaften des kleinen Lebens“. Sein Talent war, die soziale Träne im Knopfloch zu tragen und die widerstrebendsten Opfer bis auf 300 Deutsche auszulagern. Er war ständig auf Reisen durch Deutschland, verkleidete sich als alte Blumenfrau, verdingte sich als Piccolo, verlebte sich rücksichtslos mit der Privatsekretärin eines dunklen Industrierichters, ließ sie eigenhändig den Bericht tippen und dann jagen, war sie im Diktat wie in der Liebe — man konnte sich keine windigere Journalistin denken. So kam er auch nach München. Sein Auftrag lautete: „Hinter den Kulissen des Oktoberfestes“. Ein Absterben von zwei Tagen genügte für den Bericht. Aber das Beste kam — aus begrifflichen Gründen — nicht in die „Zet-Zet-Zet“. Ich habe es von dem Arzt erfahren, der Robin im Krankenhaus ober der Jgar behandelt hat.

Durch ungläubliche, bis zum Mars und noch darüber hinausreichende Verbindungen war es Robin gelungen, als Hilfskraft in einer duffigen Fischbraterei angestellt zu werden, als Küchenjunge. Was ihm an Geschick fehlte, ersetzte er durch Schwachsinnigkeit zu ersehen. Ehe er noch begriffen hatte, wie er das breite große Messer beim Fischschuppen zu halten hat, wusste er das Verfahren bereits als rückschwändig zu brandmarken, durch Hinweis auf großstädtische Fischsupper mit elektrischen Antrieb. Jetzt packte ihn der Koch hart an. Er riss ihn an den triefenden Holzfisch und zeigte ihm rückschwändig, welches die unübertrifflichste Methode des Fischschuppens ist, wobei gleichzeitig Robins Armel vielfach aufgeschliffen und einige klaffende Wunden in seiner Epidermis erzeugt wurden. „So! Und Jega hoit Geschen!“ brüllte der Koch.

Und nun geschah ein Wunder. Während er den Mund krampfhaft zupackte, gingen ihm die Augen auf — auf für die Schönheit Nannettes, der Salgerin. An Nannette war alles schön, bis auf die Hände. Aber dafür konnte sie nichts. Mit diesen Händen, sicher den zarresten und weißesten der Welt, musste sie ständig in den riefigen hölzernen Calsbottisch fahren und die

Fische bestreuen, bevor sie gebraten wurden. Der schämmernde, körnige Schmutz war Salz aus bayerischen Salinen; es gab was her; es war schmackhaft — wenn auch nicht für die Hände. Man sah, wie es sich in die Risse und chironomantischen Linien einfröste; Robin schrieb über ihrem Abblat fünfjünderwanzig Zeilen sozialen Glende und schwärmerischen Mitleidsfühls.

Nannette musste etwas gemerkt haben. Vor sich, wie es Robin von weiblichen Wesen nicht gewohnt war, fuhr sie herum: „Was schau dich so blend?“

Er strich sie leicht über die ergebenigen Hände, und diese ungewohnte Bewegung ließ Nannette erschauern. Von da an schien ein heimliches Unverständnis zwischen ihr und Robin zu bestehen.

Oegen vier Uhr, als der Zustrom der Fische dem der Gäste kaum noch gewachsen war, geriet Robin durch die ungewohnte Brautausstemperatur und seine Liebe zu Nanni in Hitze.

„Wann ist das hier zu Ende?“ flüsterete Robin Nannette heiss ins Ohr.

„Oo umara halbes!“

„Ech ich dich wieder?“

„Was? net.“

„Ich muß — ich muß dich wiedersehen!“

„Nicht! Höe zu: Komm halt fünf Minuten nach Schlaf wieder her — hierher, gel? I sag, i hab' mei Zafcher vergessen, und bin da herinnen. Die Tür da hinten ist auf, gel?“

„Verstanden.“

Selten ist ein Liebhaber so im Moment des höchsten Blickes von Entsetzen gestreift worden wie Robin: ein Lal, an den Pfäfel eines Handtuchs gebunden, schlug wie wild um ihn herum. Ein Hüllengelächter brach los und — woher sie kam, Robin wusste es nicht, eine Kente glitt unter seinen Füßen weg, er glitt aus und schrammte sich unter den weitenden Schlägen des Aales auf den Ablanktritt des Fußbodens den ganzen Rücken auf. Der Koch, von den Heidenweiden von unten her beleuchtet,



Beitrag zur Arbeitsbeschaffung

„Während der Wiesen könnens a Bier ausschenken in der Trambahn“ — „Ja, und a schneidige Kapellen g'hört aa her, dös war dann a zünftiger Verkehr.“

Verloren



ist dieser Zahn, wenn er nicht sofort gefüllt wird. Ein Speiserest hat sich zwischen den Zähnen gesetzt; es bildet sich Milchsäure, die den Zahnschmelz zerstört. Ein kleines Loch im Zahn ist die Folge. Tägliche Pflege mit der stark reinigenden Chlorodont-Zahnpaste schützt die Zähne vor frühzeitigem Zerfall, erhält sie gesund u. macht sie blendend weiß.

Tube 50 Pf., große Tube 80 Pf.

trat mit einer Kelle voll Remouladenauce an Robin heran und machte ihm den Vorschlag, so, rem. auf die Kiste und Schranmen zu schmirren: dies sei nach uralten Rezepten das Beste.

Robin lehnte das ab. Er hätte die Küche trotz eines erst dreiviertel fertigen Reisgerichtes verlassen, wenn ihm Nannette nicht einen Blick, samt wie den eines sterbenden Narzens zuwerfen hätte: er verhielt ihm Trümpfe der Liebe über diese Höhle von Zeuseu. Von jetzt an sprach Robin nur noch wenig und hörte kaum mehr zu, was die andern sagten.

Aber die Pointe seines Privatlebens stand noch aus. Genau zur verabredeten Zeit — die Wiese war schon grau und leer — drückte er sich durch das knarrende Hinterspärchen ins Vokal seiner Reportage. Es duftete noch nach El und Bier und vielerlei Obstratenen, aber über alles hin ging der warme, süße Duft Nannettes. Es war! Er erkannte sie an der Stimme.

„Bist du's? Geliebte!“

„Freilich bin i'a.“

„Wie ich dich liebe!“

„Du, paß auf, viel Zeit hom mir net. Jetzt verst' net wieder soviel schvatzen!“

Er fand das richtig. Und er fand die Wiese dieser bayrischen Mädchen, mit Ammut zu den natürlichsten Dingen überzugehen, entzückend: mit der leichten Hand einer Najade zog sie ihn die Jacke aus, den Kragen.

Er saß auf dem Rande des tiefigen Calzschloßs und zog sie an sich.

„Nanni! . . . Nanni! . . .“ Es waren die ersten Worte Bayerisch, die er sprach.

Und die letzten.

Hatte die Nanni zu fest gedrückt? — er fiel hintenüber ins Calzschloß. Er strampelte, aber der stockige Schanz gab nach und er wühlte sich nur tiefer und tiefer hinein. „Helf' mit!“ schrie die Nanni, und ihm war rätselhaft, nach wem sie rief. Aber schon waren hilfselnde Hände da, zehn, hundert, tausend, sie schienen wie unzählige Krakenarme aus der Finsternis zu wachsen — und schon erkannte Robin die Stimme des Kochs:

„Her aus jabs! Her aus!“ Aber statt dessen tunkten sie ihn in unbegreiflicher Bergessverwirrung immer wieder hinein in das Calz. — — —

Eine Engelsseele machte endlich Licht. Robin, die Schranmen und Kiste seines Körpers freistallig bedeckt, kroch aus dem Tüsch.

„Wie kommen Sie hier herein?“ grunzte der Koch.

Robin warf einen hochalddurchschüttelten Blick auf Nannette: „Fräulein Nanni!“

„Erlauben S' amal,“ sagte der Koch, „das Fräulein ist mei' Frau.“

— Im Krankenhaus ober der Jar beendete Robin Kochen seine Reportage über die Zustände „Hinter den Kulissen des Oktoberfestes“.

„WEISSE LOGIK“

„Jack London hat einmal die „weiße Logik“ gezeiert, die nach räblichen Alkoholgenuß vom Menschlichen Besiß gereißt. Davon weiß ein oberer bayrischer Bauer nichts, — aber er hat i' sit.

So abends um neun herum lagen schädig genügt gegen die „neueste Erfindung der Neuzeit“, den Horoskop-Automaten, zwei Weisengänger. „Für lo Pfennig mach'insgeschieben Ihr Schicksal in verhöflichem Briefumschlag!“ Sein Zehner hatte der eine schon eingeworfen, aber jetzt — sollte er den Zeiger auf Geburtsjahr und -tag einstellen.

„Jesias, Jesias, jetzt woach i' mein Geburts-tag nimmer!“

„Ha! fell is guet! Nacha hast aa kua Schäd-jal net!“

„Kein bin i' raus!“ schwenkte der andre den Hut, „Nacha mach' i' mei' jeller vaa!“

DIE ENTFAHRTSKUR

Frau Solvia pflegt sich im allgemeinen nur für den Kunst-, Klatsch- und Modetitel des Morgenblattes zu interessieren.

Neulich aber überzog sie ausnahmsweise auch den politischen Teil. Und da las sie von dem indischen Freiheitsführer Gandhi, der nach drei Wochen Hungerstreik endlich wieder Nahrung zu sich genommen hatte.

Frau Solvia schüttelte, baß erstaunt, ihr wohlstricktes Köpfchen. „Unglaublich!“ sagte sie, „ich hätte nie gedacht, daß ein Mann so eitel sein kann!“ Spl.

Aufruf zum Oktoberfest

Steck in die Tasche ein paar lockre Mark!
Es sei dir wurscht, wenn sie dir nächstens fehlen.
Man kann sich seelisch nicht durch Unmut stählen.
Viel eher macht ein Quantum Leichtsinn stark.

Geh mal nicht in dich! Geh mal aus dir raus
und expedier dich zum Oktoberfest! . . .
Auf Andrang warten breit die Bierpaläste,
der Menschenaffe Cäsar auf Applaus.

Die Dame ohne Unterleib stixiert dich,
(Ach lieber Gott, es kann dir wenig nützen:
Die Liebe haust nicht zwischen Wimperspitzen,
hingegen — Jedenfalls, ihr Blick geniert dich.)

Na, nichts für ungu! Es gibt Attraktionen
in Masse hier. Steig in die Achterbahn!
Fahr auf dem Eisense elektrisch Kahn!
(Es gilt auch hier, den Fortschritt zu betonen.)

Du kannst dich außerdem, wenn es dir paßt,
als enragierter Schütze sehen lassen.
Als Schießpreis winken dir zwei Kaffeelassen
von edler Form, wie du sie noch nicht hast.

Und überhaupt, des Lebens ganze Fülle,
ob Kaffeelasse, Bierschank, Hippodrom,
baut hier sich auf zum bunten Rummeldom. —
Auf also, Mensch! Trampf ist der Frohsinnswütel!

Sebastian Premm

Werrh



„Liebes Fräulein, Ihre Schönheit bringt mich aus der Schußlinie. Aber halten Sie mich nicht für aufdringlich, ich sage Ihnen das nur, damit Sie nicht denken, ich habe einen Rausch.“



Ministerpräsident Göring

K. Bauer

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-
farbigen Titelblätter der
„Jugend“ von Professor Karl
Bauer sind soeben als Einzel-
blätter auf Kunstdruckpapier
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., auf Karton aufgezogen
75 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, zuzüglich
Porto. Die Versendung erfolgt nur gegen Vor-
einsendung oder unter Nachnahme.



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichsstattthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Stabschef Röhm

K. Bauer

In gleicher Ausführung
liegen ferner vor
Albert Leo Schlageter
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Alleinvertrieb:

**Kunstverlag Andelfinger
München, Goetheplatz 1**



Baldur v. Schirach

K. Bauer

Das Füllhorn.

Münchner
Wochenschrift

für Haus, Herd und Garten, Theater, Kunst und Wissenschaft
und einer Beilage für Frau, Kind und Enkel. Sport und Film

Dienstag, 19. September 1933

Nr. 25

Subiläum des „Füllhorns“

Fünfundzwanzig Wochen sind es nun her, seit das „Füllhorn“ zum erstenmal seinen Inhalt über die Leser ergoß. Es ist fürwahr nicht immer leicht gewesen, das Interessanteste und Neueste aus Haus, Herd und Garten, Theater, Kunst und Wissenschaft, Film und Sport, für Mann und Frau, Kind und Enkel in aller Welt zu sammeln. Begreiflich deshalb, daß sich anlässlich des Jubelfestes sämtliche Redakteure des „Füllhorns“ zu einer würdigen Feier zusammensanden. Die zwei Herren trafen sich im Saalbau des Hotels „Großer Wirt“ — Schwabing, wo ein aus mehreren Gängen bestehendes, nach den Rezepten des „Füllhorns“ zubereitetes Festmahl (Leberknödelsuppe, Apfelstrudel) den Abend einleitete. Nach dem ersten Gange erhob sich Chefredakteur Kramerer zu einer Ansprache an Redakteur Beduwis und führte etwa folgendes aus: „Fünfundzwanzig Wochen sind eine schier unendliche Zeitspanne! Wie wenige Bodenschriften gibt es heute, die, wie unser geliebtes „Füllhorn“, auf fünfundzwanzig Nummern ihres Erscheinens zurückblicken dürfen! Wenn wir heute mit Stolz sagen können, wir haben es bis zur Nummer 25 geschafft, und wenn es heute kaum mehr eine Eskimohütte gibt, in der nicht bei flackerndem Tranlicht das „Füllhörchen“ gelesen würde, so ist das mein Hauptverdienst. Dieser Gedanke sei unser schönster Lohn, womit wir jedoch dem Verlag nicht vorgreifen wollen, unseren Gehalt zu erhöhen.“ Hierauf überreichte der Chefredakteur dem Redakteur ein entzückendes,

für zwei Personen bestimmtes Senf-Service. Nun erhob sich Redakteur Beduwis mit folgender Ansprache an den Chefredakteur: „Durch Ihre Worte außerordentlich geehrt, möchte ich nicht versäumen, auch des Verlages der „Jugend“ zu gedenken, dessen schwere finanzielles Opfer es uns erst ermöglicht haben, stets das Neueste auf dem Gebiete des Wissens aus aller Welt zusammenzutragen. Ich gedenke dabei mit Rührung jenes Tram-bahnbillettes, das mich in den Stand setzte den Zoologischen Garten in Hellabrunn zu besuchen und dort das Leben und Treiben der Gemse zu studieren. Der Verlag, er lebe hoch!“ Hierauf überreichte der Redakteur seinem Chefredakteur ein kostbares, aus Niginus-Stauben bestehendes Blumengebinde. Der Verlag hatte durch Direktor Proffelt ein bronziertes Füllhörchen überreichen lassen, das als

willkommenen Inhalt zwei Mark fünfzig Pfennige Vorschuh barg. Von den 678, dem „Füllhorn“ aus dem Leserkreise zugegangenen Glückwunschschreiben seien hier nur einige angeführt:

„Bal Sie nochmal ein solches Rezept für Apfelstrudel in ihr Füllhorn hinein schreiben muss ich ihnen haßbohr machen wegen Entlassung aus den Dienst!“

Ursula Klüpfel,
Hertschaftsköchin.“

„Ihre Mitteilung über den Fund antiker, in Münchener Biergärten ausgegrabener Tonfcherden ist irreführend. Es handelt sich wohl um Fragmente der in München nicht allzu seltenen, unter dem Namen „Kefelohrer“ bekannten Viterkrüge.

Akademie der Wissenschaften.“



„Sie haben in Ihrem „Füllhorn“ ein Rezept mitgeteilt, wie aus der Niginuspflanze ein schmackhaftes Kompott herzustellen sei. Sie hätten auch von der Wirkung dieses Kompotts berichten und es allen Menschen dringend wider-raten müssen, die an Husten leiden! Es ist unverantwortlich!“

Frau Emma R.“

„Ich habe mir auf Ihren Rat hin (Nr. 22 des „Füllhorns“) Schnupftabak selber hergestellt. Jetzt möchte ich nur noch Ihren Redakteur zwei Minuten lang allein sprechen. Er soll sich gleich die Telefon-Nummer der Sanitätskolonne aufschreiben!“

Josef Dimpfmaier,
Realitätenbesitzer.“

„Sie hatten in Nr. 3 des ‚Füllhorns‘ ganz richtig mitgeteilt, daß ich meine Beine mit 5 Millionen Dollar verpfändet habe. Leider verpfaßte Sie, Ihrer Reportage ein Bild meiner Beine beizufügen. Wenn Sie durch dieses unergiebliche

Verfämnis Tausende Ihrer besten Leser verloren haben, und das ‚Füllhorn‘ bar an zugrunde geht, ist das nicht mein Schuld!

Pizzi Pozzi, Filmschauspielerin.“

Interessante Zahlen vom Oktoberfest

Unser Mitarbeiter, Professor Nepomuk Ausflesler, hatte sich in Nummer 14 des „Füllhorns“ der Mühe unterzogen, auszurechnen, welchen unwiederbringlichen Zeitverlust ein siebzjähriger Mann im Verlaufe seines Lebens durch das tägliche Malieren erlitten hat. Nummern tritt Ausflesler mit einer größeren und gerade zeitgemäßen Arbeit hervor, indem er interessante Berechnungen über das Mündner Oktoberfest anstellt. Wir bringen an dieser Stelle nur die interessantesten der in hingebungsvoller Forschungsarbeit errechneten Ergebnisse:

1. Die beim Oktoberfest verzehrten Schweinswürstel würden, zu einer Kette aneinandergesetzt, siebenmal den Äquator umspannen und noch einmal von München bis Tokio reichen.
2. Die von den Steckerlfischbratereien ausströmenden Dämpfe wären imstande, eine Herde von 1500 Elefanten auf die Dauer von drei Stunden einzufußeln.
3. Bei einer nicht zwei sondern vier wöchentlichen Dauer des Oktoberfestes wäre das Hausfuß in im Jahre 1940 ausgestorben.
4. Die von den Ordnungsmännern bei Entfernung von Gärten aufgewandte Energie würde dazu genügen, vierzehn Atome zu zertrümmern.

5. Die von den Ausrufern herbeigebrachten, für den Bubenbesuch wendenden Tonwellen wären — vereinigt — noch in Rio de Janeiro als Luftzerfütterungen registrierbar.
6. Die bei der Umwandlung vom Mettlich in Nahrung freierwerden Gas-mengen würden genügen, als Lichtquelle zwanzig Gaslaternen für die Dauer von drei Monaten zu speisen.
7. Der vereinigte, aus den Musikinstrumenten der Musikkapellen quellende Luftstrom würde das Standbild der Bavaria um sieben Meter von seinem Platze rücken.
8. Eine Kette der auf dem Oktoberfest gerauchten „Virginier“ würde durch den Zeitraum noch vier Kilometer weit in die Stratosphäre vorstoßen.
9. Die auf dem Oktoberfest genossene Biermenge würde, plötzlich entseflicht, eine Springtulle erzeugen, die München bis zur Höhe der ersten Stockwerke überschwemmen müßte.
10. Die beim Oktoberfest ausgetauschten Krüge würden, bei einer Durchschnittsdauer von 30 Sekunden pro Ruß, einen Zeitraum von 2468 Jahren einnehmen.

Wir hoffen, daß auch beim diesjährigen Oktoberfest die von Professor Ausflesler errechneten Zahlen nicht unterboten werden, und daß sich jeder einzelne seiner Pflicht in dieser Beziehung bewußt bleibt.

Das älteste Krokodil

Schon bisher wurden auf dem Oktoberfest Krokodile gezeigt, die ein nicht unbedeutendes Alter aufwiesen. Exemplare mit einer Lebensdauer von 2000 und 3000 Jahren waren keine allzu große Seltenheit. Diese Tiere müßten jedoch geradezu als Babys bezeichnet werden, wenn man vom Alter des Krokodiles, „Bubi“ erzählt, das auf dem diesjährigen Oktoberfest gezeigt wird. Denn dieses Krokodil ist, wie seine Geburtsurkunde zweifelsfrei bestätigt, eines jener beiden Tiere, die noch auf seine Arde verpackt hatte. Das andere Exemplar des Paars, „Mäbi“, ist leider bereits vor 24 000 Jahren im Nil ertrunken. „Bubi“ ist körperlich noch vollkommen rüftig und nimmt gerne die ihm dargereichten „Regensburger“ an. Sein Gebiß weist eine einzige Plombe auf.

Training für das Oktoberfest

Der längere Aufenthalt auf Schiffschaukeln, Kreisel-Karussells, Berg- und Talbahnen usw. erzeugt mitunter gewisse Bestimmungen des Magens, die sich in schweren Fällen sogar bis zum Brechreiz steigern können. Diese Erscheinungen haben ihren Grund in den ungewohnten und plötzlichen Veränderungen der Körperlage. Will man ihre unangenehmen Folgen abwenden, so trainiere man einige Tage vor Besuch des Oktoberfestes in der Weise, daß man sich mit den Füßen an der Zimmerdecke aufhängen und etwa dreißig Minuten lang in schwingende Bewegung versetzen lassen. Führt man bei dieser Übung ein gewisses Unbehagen, so soll man auch auf dem Oktoberfest nicht länger als täglich etwa zwei bis drei Stunden schaukeln.

3 Neuerscheinungen zur PANIDEALISTISCHEN WELTANSCHAUUNG

Wladimir Astrow: NEUE LEBENSGESTALTUNG.

Grundzüge zur panidealistischen Weltanschauung.

48 Seiten, Preis M. —,90

Knapp orientierende und zugleich umfassende, packend und leicht verständlich geschriebene, jedoch nicht „populäre“, für weite Kreise berechnete Darstellung der Grundgedanken der Seelenforschung und Weltanschauung Rudolf Maria Hölzners, um dessen Lebenswerk sich eine stets wachsende Gemeinde wachsame Geisteserzuehrer Erstrebender schart. Aus dem Inhalt: Kulturkritik / Seelenforschung und Lebenserzuehrung / Das panidealistische Gewissen / Der neue Glaube / Neue Schichtenziele / Die neue Lebensordnung / Synthese / Die kommende Menschheit.

Hans Zbinden: EIN GESTALTER DER ZUKUNFT.

Aus Leben und Werk Rudolf Maria Holzspäts.

85 Seiten, Preis M. 1,20

Erster Versuch, die wichtigsten Ergebnisse der panidealistischen Gedankenwelt auf ethischen, sozialen, religiösen Liebste in wohl ausgewählten Aussagen an den Hauptwerken des bahnbrechenden Seelenforschers und Kulturumgestalters anschaulich zur Darstellung zu bringen, von einer eindringlichen Studie des Herausgebers über Leben und Werk des Schöpfers des „Panideal“, „Welterlebens“ und der „allseitigen Erweckung“ begleitet.

Hans Zbinden: ZUR GEISTIGEN LAGE AMERIKAS.

46 Seiten, Preis M. —,80

Psychologisch tieferschärfende, auf zunehmender Kenntnis beruhende Schilderung der geistigen Situation in den Vereinigten Staaten. Von den Perspektiven der panidealistischen Kultur-forschung aus beleuchtet sie das in Europa noch allzu wenig bekannte Ringen der geistig-produktiven Kräfte Amerikas um eine innere Wandlung und höhere Sittungsbildung des sozialen und sozialen Lebens.

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN

Neurasihenic

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Schwächen der besten Kräfte. Wie ist diese von ärztl. Standpunkten aus ohne wertl. Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Prosektiertes Werk nach neuesten Erfahrungen bearbeitet. Wertvoller Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von $\text{RM } 1,50$ in Briefmarken zu beziehen von Verlag Silkruta vsm 66, Horisau (Schweiz)



O, wie ich mich freue

Ich darf gar nicht an den letzten Sommer zurückdenken. Damals brachte ich es nicht fertig, mich im Badetüsch zu waschen, ich war zu mager. Und doch war es so einladend, lag so krebtlich nahe. Durch die wachstümlichen „ETA-TRAGOL-BONBONS“, die nach der Mahlzeit genommen werden, läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10–30 Pfund erhöhen. Die unheimlichen Knochenvergrößerungen an Wangen und Schultern schwinden, die Bieste vergrößert sich, Pfund für Pfund nehmen sie zu, an alter Körperfülle gewinnt sie Festigkeit, Unbehagen und Unlust weichen, und nach ein paar Wochen hat das bisher schmachthafte Aussehen einer völlig oben abgemagerten Erscheinung Platz gemacht. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen vermehren, Nervenkraft und Blut. Schachtel RM. 2,50 gegen Nachnahme.

Zu beziehen von G. m. H. „ETA“ Chem.-tech. Fabrik d. am. H. Berlin-Pankow 54, Bernkumstraße 2

Volle Figur
mit
ETA-TRAGOL
Bonbons

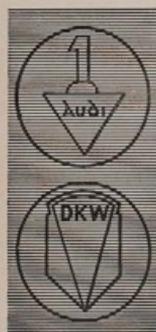


Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium
Dresden-Loschwitz
Gr. Erfolge, Prosp. fr.



Erschöpfungszustand

„No, Herr Edinger, wie vui Maji hab'n ma denn heut' scho?“
 „Das woaff i net — balst an ganzen Tag Bilanzen zog'n hast, kannst net aa no zamm'
 rechna, was d' trunka hast!“



VIER WERKE VON WELTRUF

Vierfache Tradition hoher Wertarbeit
 Vierfacher Erfahrungsaustausch
 Einheitliches Typenprogramm
 Ein Wille zur Qualität

Vom Feuerfreien Krafttrad bis zum Zwölfzylinder der internationalen Luxusklasse
FÜR JEDEN BEDARF DAS BESTE KRAFTFAHRZEUG

AUTO UNION A-G

Verkauf durch: A U T O - U N I O N Filialen G. m. b. H. Filiale München

Odeonsplatz 12, Fernruf 22429, 22761

Spezialwerkstätte: Zennerstr. 20, Fernruf 70984

HELLSEHER

Hellseher wachern im Dunkel. Wenn sie ans Licht kommen, erzählen sie von ihren Taten und voraussagen die ungeheuerlichsten Dinge.

Pflanz hörte sich das eine Weile mit an, dann sagte er:

„Es gibt mitunter Stunden, wo ich selbst die Zukunft wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir liegen sehe. Kürzlich habe ich jemanden voraussagt, daß man ihn die Augen ausstechen wird, ihn in kochendes Wasser werfen wird, bis sich die Haut abschält. Und alles ist Wort für Wort eingetroffen.“

Der Hellseher hand starr.

„Fürchterlich! Und wen haben Sie das voraussagt?“

Pflanz antwortete finstler:

„Einer Kartoffel.“

J. h. r.

IDIOSYNKRASIE

„Schon zu meiner Schulzeit erregte mich der Anblick von Logarithmentafeln Magenbeschwerden. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen Zahlen. Ich bin ein Phantasienarr, ein Dreißigbüffener! Zahlen erfüllen mich geradezu mit Verzweiflung, mit Wut! Leute, die gut rechnen können, sind mir unbehagen unempfindlich. Mein Gehirn, das allen Bildhaften weit sich aufst, verabscheit sich mimig gegen alles Zifferige... Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen Zahlen...“

„Ich auch“, dachte Doktor, der eine erhebliche Fehle gemacht hatte, und verließ bereitwillig und unauffällig das Lokal...

H. Rewald



„Das ist schon ganz der Piziz. Bloß das Wedeln, das Wedeln krieg' ich halt nicht raus.“

Das Titelblatt dieser Nummer der „Jugend“, „Adlerjäger“ stammt von F. A. v. Kaulbach.



MARTIN LUTHER'S 450. GEBURTSTAG

wird am 10. November dieses Jahres von der gesamten protestantischen Welt begangen werden. Wir benutzen diesen Anlaß, an die vor Jahren in der „JUGEND“ erschienene farbige Zeichnung von Prof. Karl Bauer zu erinnern, die allgemein als der beste Luther-Kopf bezeichnet wird und von der wir nebenstehend eine verkleinerte Abbildung bringen

Dieses Luther-Bildnis als Wandschmuck kostet nur 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.

und ist beziehbar durch den Buch- und Kunsthandel und durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ erscheint 14-tägig und bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4-jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 11.25. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER, Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München NW. 2, Karlsstraße Nr. 44 Tel. 596160

An unsere Freunde und Leser

richten wir das höfliche Ersuchen, auf ihren sommerlichen Fahrten in Bädern und Kurorten, Hotels, Restaurants und Cafés, an Bahnhöfen und auf Dampfern immer nach der Münchener „Jugend“ zu verlangen und diese empfehlen zu wollen. Für Angabe von Orten, in denen die „Jugend“ nicht vorhanden oder zu bekommen ist, sind wir besonders dankbar.

Um unseren Lesern den regelmäßigen Bezug der „Jugend“ während der Sommerferien zu erleichtern, nehmen wir von

jetzt ab „Reise-Abonnements“ zum Preis von RM. 2.50 (Porto unbegriffen) für je vier aufeinanderfolgende Nummern an. Diese Abonnements können mit jeder beliebigen Nummer beginnen und die Adresse beliebig oft gewechselt werden. Bei Zustellung nach dem Ausland erhöht sich der Preis um 5 Pfennig pro Nummer.

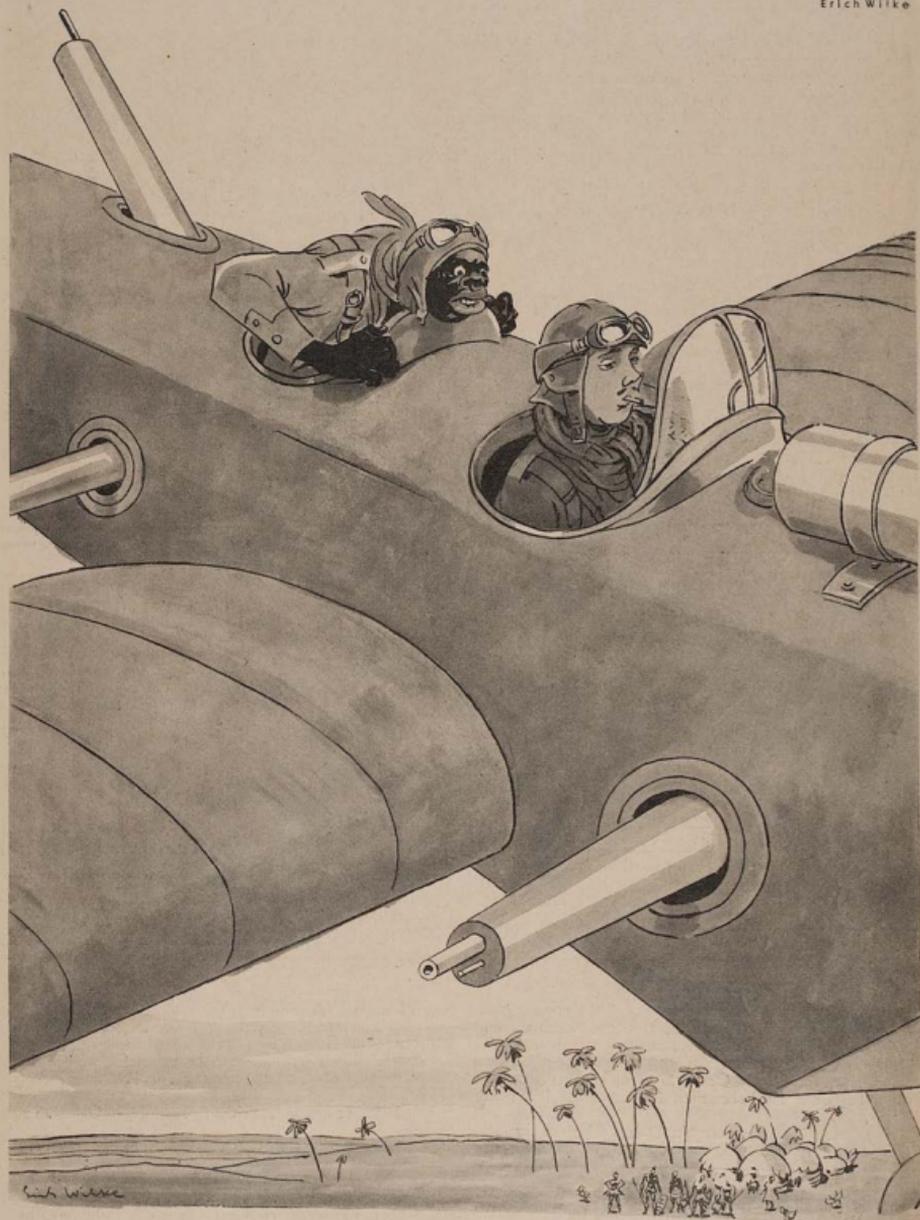
Wir bitten, von dieser Einrichtung ausgiebigen Gebrauch zu machen.

München, Herrstraße 10.

Verlag der „Jugend“

Negerrepublik Liberia bestellt 17 Flugzeuge und Pi'oten in Frankreich

Erich Wilke



**„Verflucht, ich hab' solchen Hunger. Wenn der Flug noch lang dauert,
freß ich den Piloten.“**